

Rück mir nicht so auf die Pelle!

Montagmorgen – halb 8 – Bahnhof – Knotenpunkt.

Ich gehe die Treppe hinunter zu den Gleisen und sehe sie: die Menschentraube, die auf dem Bahnsteig wartet. Noch 4 Minuten bis zum Eintreffen des Zuges in Richtung Stadtmitte ... noch drei ... noch zwei ... noch eine. Unruhe macht sich breit ... der Zug läuft ein, wird langsamer. Die Menschen bringen sich in Position: Als sich die Türen öffnen und die ersten Fahrgäste das Abteil verlassen, drängen schon etliche der



neuen Passagiere hinein. Falls es freie Sitzplätze gibt, werden sie so schnell wie möglich in Besitz genommen. Der Raum an den Türen ist nun wieder gefüllt mit Menschen, die ihr Fahrziel erreichen möchten: die Schule, die Arbeit, den Kindergarten, den Arzt, den Fernbahnhof. Es ist eng, die Luft warm oder feucht, je nach Wetterlage, meist jedoch verbraucht. Hinter mir drängen noch

andere Fahrgäste hinein, schieben die Masse weiter. Standen wir eben schon sehr nah, berühren sich nun die Schultern, die Rücken, Taschen abzustellen ist nicht mehr möglich. Stattdessen spüre ich unsanft den Rucksack eines anderen Fahrgastes an meinem Arm, als er sich versucht umzudrehen. Auch den Atem des Mannes neben mir nehme ich wahr, wenn er an meiner Hand, die an der Stange in der Mitte Halt sucht, entlang streicht. Ich rieche das Haarspray der Frau neben mir, denn ihr Kopf befindet sich nah an meiner Nase. Schweißgeruch hängt schwer in der Luft, gemischt mit dem Duft eines süßlichen After Shave und dem Kaffee aus dem Pappbecher, den ein junger Mann waghalsig in der einen Hand balanciert, eingeklemmt zwischen fremden Leibern.

Jeden Morgen an Wochentagen um diese Zeit nahezu das gleiche Szenario. Wie mir geht es wahrscheinlich auch den meisten anderen Fahrgästen: Ich fühle mich unwohl, bedrängt.

Warum ist das eigentlich so? Weil wir unser soziales Leben in sogenannten Distanzonen einrichten. Damit ist der Abstand gemeint, den wir anderen Personen gegenüber einnehmen. Wie nah wir jemanden an uns herankommen lassen (möchten), hängt u.a. vom Bekanntheits- und Sympathiegrad ab.

Intime Distanzzone:

Sie reicht bis etwa 50 cm um uns herum. Hier hinein lassen wir in der Regel nur Familienmitglieder, Freunde oder Menschen, die uns sehr vertraut sind. Mit Umarmungen und Wangenküssen sind die 50 cm unterschritten. Man könnte diese Zone auch als „Respektabstand“ bezeichnen. Wird dieser Bereich von Fremden erreicht, wird das

meist als aufdringlich empfunden, als eine Art Grenzverletzung, die oft mit Abwehr, Ärger oder Aggression beantwortet wird. Mitunter erlauben wir fremden Menschen ausnahmsweise, uns so nah zu kommen, zum Beispiel bei ärztlichen Untersuchungen, beim Friseur oder Gesellschaftstanz.

Persönliche Distanzzone:

Sie reicht bis etwa einen Meter um uns herum. In ihr finden die normalen Gespräche statt, ein Handschlag zweier Menschen stellt diesen Abstand her. Dieser Abstand ist fließend: Bei Streit kann man beobachten, wie er sich vergrößert, bei harmonischer Zusammenarbeit, wie sich die Entfernung verringert.

Gesellschaftliche Distanzzone:

Sie ist bis etwa zwei bis drei Meter um uns herum. Dieser Bereich sollte zwischen Menschen, die sich nicht kennen und zwischen denen auch keine Kontaktaufnahme gewünscht ist, eingehalten werden.

Was die Distanzonen betrifft, gibt es kulturelle Unterschiede. Grob gesagt kann man sagen: Nordeuropäer brauchen einen größeren persönlichen Raum als z.B. Südländer.

Zurück zu meinem Beispiel aus der U-Bahn: Im Gedränge kommen uns Menschen so nah, dass sie in unsere intime Distanzzone eindringen, in den Bereich, der eigentlich nur uns vertrauten Menschen vorbehalten ist. Kein Wunder also, dass sich Menschen in dieser Enge in der Regel sehr unwohl fühlen und diese Situation so schnell wie möglich beenden wollen. Dasselbe geschieht im Bus, im Fahrstuhl, im Kaufhaus, an der Kasse, im Flugzeug etc. Sicher haben Sie auch schon beobachtet, wie Menschen versuchen, ihren intimen Bereich zu schützen, indem sie Taschen neben sich abstellen oder sich breit machen. Ich finde das nicht höflich, aber mitunter kann ich es durchaus verstehen.

Was können wir nun tun? Leider wird es der Hochbahn vermutlich nicht möglich sein, weitere Wagen anzukoppeln, denn die Länge der Bahnsteige bestimmt die maximale Länge der Züge. Soweit ich das sehen konnte, ist morgens die mögliche Anzahl der Abteile erreicht. Vielleicht könnte der Takt von fünf Minuten verringert werden. Doch vor allem sind wir es als Fahrgäste, die diese Situation verändern, verbessern können: Indem wir zunächst mal alle vorlassen, die aussteigen möchten. Indem wir andere nicht rücksichtslos anrumpeln. Indem wir Kontakt aufnehmen, z.B. durch ein Lächeln. Indem wir einander bereitwillig Platz machen, durchrücken, freundlich sind.

Und indem wir den öffentlichen Raum einer U-Bahn nicht zum persönlichen, privaten Raum erheben: Manche Menschen kommen mir zwar körperlich nicht nah, aber über das Gehör oder den Geruchssinn: Ich meine die Telefonate per Mobiltelefon, die laut zu hören sind. So erfahre ich Dinge, die ich von dem anderen gar nicht wissen will. Oder die Essensgerüche: morgens die des Salamibrötchens, abends die des Döner, der das Abteil noch immer durchzieht, wenn der Betreffende schon längst ausgestiegen ist. Das Bahnabteil als Imbissbude: Kaffee, Bier, Pommes, Burger, Chips

werden hier konsumiert und somit der öffentliche Raum zum Wohn- und Esszimmer einiger Weniger transformiert. Diese Entwicklung, an der ich teilhaben muss, wie z.B. mit den Essgewohnheiten von Fremden konfrontiert zu sein, die meist keine Augenweide sind, ihren durchaus auch intimen Gesprächen lauschen muss – dies empfinde ich als eine ungeheure Zumutung. Wie bei der körperlichen Enge, die uns leiden lässt, entsteht hier eine Art Geiselhaft des Geruchs-, Hör- und Sehsinns. In Seelenruhe, als wären sie vor dem heimischen Schminkspiegel, ziehen sich Frauen ihren Lidstrich nach, worüber ich nicht nur staune, sondern sich mir auch der Magen zusammenzieht, denn durch eine Bremsaktion der U-Bahn kann der Stift die Augenwand durchstoßen. Oder sie pudern ihr Gesicht, versprühen Parfum oder Haarspray. All dies ein Paradies für Voyeure, auf jeden Fall für Exhibitionisten, die ihre Privatsphäre anderen Menschen auf die Augen, Ohren und Nase drücken.

Es ist ein Missverständnis wenn man annimmt, Rücksicht auf andere zu nehmen sei ein Gefallen, den man ihnen erweist. Nein, Rücksichtnahme geschieht auch im eigenen Interesse. Man fühlt sich gut, weil man freundlich ist und dadurch zu dem anderen in eine Verbindung tritt. Gerade in einer Großstadt wie Hamburg, in der wir so nahe beieinander leben, sei es in den Wohnhäusern, den Straßen, den Verkehrsmitteln, auf der Arbeit, gibt es ohne Rücksicht aufeinander kein erfolgreiches und zufriedenes Leben.

Regine Böttcher